Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 6

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Der wunderbare Fischzug

Guy de Pourtalès: La pêche miraculeuse. Gallimard

Die Französische Akademie hat ihren grand prix du roman dieses Jahr einem Genfer Roman zuerkannt, in welchem dasjenige, was vom alten Geiste der Stadt Calvins inmitten der Fremden- und Völkerbundsstadt übrig geblieben ist, ein literarisches Denkmal erhalten hat. Oder ist die Geschichte des genferischen Kriegsfreiwilligen, der für Frankreich in die Schützengräben gegangen ist, gekrönt worden? Was auch immer die Akademie im Auge gehabt haben mochte, sie hat mit ihrem Preis ein wirkliches Meisterwerk ausgezeichnet.

In dem Romane von Guy de Pourtalès: „La pêche miraculeuse" wird das Schicksal des späten Sprossen einer Genfer Patrizierfamilie erzählt, der sich der Welt seines Herkommens widersetzt und ihr entflieht, um sich eine eigene, wahrhaftigere und reichere zu erschaffen. Dieses Thema vom verlorenen Sohn — wobei der Akzent nicht auf die reuige Heimkehr, sondern auf den trotzigen Ausbruch aus dem Vaterhaus gesetzt wird — taucht in den Romanen der Schriftstellergeneration, die ihre Jugend vor dem Kriege verlebt hat, immer wieder auf. In wievielen Abwandlungen ist er uns nicht geschildert worden, dieser Ausreisser aus der dumpfen Enge der Familie, dieser Verächter der bürgerlichen Lebensordnung, dieser Rebell gegen die überlieferte Moral, dieser Flüchtling aus dem Gefängnis nicht anerkannter Pflichten! Die Flucht aus dem Vaterhaus, belastet nur mit dem leichtesten Gepäck, dem der hohen Wünsche und Träume, war das typische Erlebnis der unruhigen Köpfe der Vorkriegsjugend. Was sie suchten war die heisse Berührung mit dem nackten, unvermittelten Leben, und der Ort wo sie es vor allem zu finden vermeinten, war das chimärische Reich der Kunst. Was die meisten fanden, war der Massentod auf den Schlachtfeldern. Die Heimkehrer unter den verlorenen Söhnen aber mussten erfahren, dass die Häuser der Väter zusammengebrochen waren. An ihnen war es nun neue zu erbauen und eine neue Erde und einen neuen Himmel dazu.

Zu den eindruckvollsten Kapiteln des Romans von Guy de Pourtalès gehören jene, in denen uns die letzten Vertreter der Genfer Dynastien, die ihre Vaterstadt einst zum protestantischen Rom gemacht hatten, vor Augen geführt werden. Geist und Leben der „Ville Haute", über der der lange und nüchterne Schatten Calvins schwebt, sind schon oft geschildert worden, am besten von Robert de Traz und Louis Dumur. Was die Darstellung von Guy de Pourtalès besonders anziehend macht, ist die Fülle von Einzelzügen, die spürbare Atmosphäre, der Reichtum der äusseren

Beobachtung. Er ist mit der Welt, die er schildert, aufs tiefste vertraut und doch völlig losgelöst von ihr. Er ist kein Heimatkünstler, der aus dem Bereiche heraus dichtet, in dem er verwurzelt ist, wie dies bei Robert de Traz teilweise noch zutrifft, sein Künstlertum ist kosmopolitischer Natur, mit jenem Einschlag ins Virtuose, der damit ja zumeist verbunden ist. Was für Glanzstücke sind die Schilderungen der Familienzusammenkünfte dieser genferischen Forsytes an der rue des Granges! Mit wieviel Kunst wird ihr Lebensstil, ihre Redeweise gezeigt, der Geist beschworen, der ihre Häuser beherrscht und der rousseausche Zauber ihrer Landgüter ausgebreitet. Die Formen der grossen puritanischen Tradition werden von den Alten, die immer noch im Dialekt von Kanaan sprechen, wie die Jungen spotten, auf mühselige Weise gewahrt ,aber sie sind ins Wunderliche und Skurrile zusammengeschrumpft. Die „Häuser der Gerechten", in denen die Väter zu wohnen vermeinen, werden gehasst von den Kindern, die keine sichtbaren Zeugnisse der Liebe erhalten, weil alle Liebe Gott gehört. Die Freude ist verbannt, sie ist nichts „Protestantisches". „Wir tragen immer noch die Scheuklappen des alten hugenottischen Schlachtrosses, das aufgezäumt wurde zum Krieg gegen die Sünde ... uns fehlt jede innere Freiheit", sagt Paul de Villars erbittert zu der Frau, die er liebt. Und Antoinette, Pauls Jugendfreundin und Kusine, klagt darüber, dass die Religion im Quartier de Saint-Pierre das lederne und verdriessliche Gesicht eines alten Calvinisten habe. „Was uns fehlt, ist die wirkliche Liebe, die uneigennützige Liebe" seufzt sie im Stillen!

Um die innere Freiheit, um die Freude und um die wirkliche Liebe geht also der Kampf, den Paul und Antoinette auf ihre Weise ausfechten gegen den „Sanhedrin" der Väter. Zuerst suchen und finden sie die Freiheit und die Freude, und wo anders als dort, wo sie von jenem andern grossen Geiste ihrer Stadt, von Rousseau, für eine ganze Menschheit aufgewiesen worden ist. — Die dichterisch beschwingtesten Seiten in dem Roman von Guy de Pourtalès gelten der Natur und der Landschaft des Genfersees. Das jugendliche Badeleben am See, das sommerliche Schweifen durch die endlosen Gärten, die Segelfahrten ans romantisch verwilderte savoyische Ufer, die nächtlichen Streifzüge durch die Wälder und den beglänzten Rebenhängen entlang sind mit soviel Frische und heiterer Anmut geschildert, dass man sie im Gedächtnis behält nicht wie etwas Gelesenes sondern fast wie etwas Erlebtes. Der See ist mit allen Schicksalen von Paul de Villars verbunden, das Glück und Unglück seiner Liebe erlebt er am tiefsten an seinen Ufern oder auf seinem bewegten Wasser. Der See und seine Gefilde, Wind und Wellenreich und der Tag- und Nachthimmel, der sich darüber wölbt, sind jene Wirklichkeit, die er mit allen Sinnen in sich zieht, sie sind ihm aber auch jenes „Pays de chimères", von dem es in der Nouvelle Héloïse heisst, dass es das einzige Land sei, würdig bewohnt zu werden ... „Quelque chose qu'il fallait bien appeler son âme l'attachait toujours à ce lac où son histoire, comme celle du poète était écrite sur l'eau ..." Die Erinnerungen an den See sind es auch, die Paul de Villars, nachdem er aus der Welt

der Puritaner in eine deutsche Musikstadt entflohen war, um seiner Kunst zu leben, zu seinem ersten grossen Werk inspirieren, seiner „Symphonie lacustre". Sein Traumbild des Sees tritt ihm sichtbar vor Augen auf dem berühmten Gemälde des alten Konrad Witz, in dem der Nachen des Petrus auf seinem wunderbaren Fischzug auf die grüne Fläche des Genfersees vor die schöne Silhouette des Salève versetzt ist.

Da Paul de Villars in der Liebe die höchste Freude und die höchste Freiheit zu finden glaubt, bringt sie ihn auch in den bittersten Konflikt mit seiner puritanischen Umwelt. Als er seine Jugendliebe einer banalen und freudlosen Ehe entreissen will und dadurch das strenge Gericht seines frommen Onkels auf sich herabzieht, bricht er in offene Rebellion aus: „Euer Gott von Genf? Euer Rachegott mit seinen apokalyptischen Plagen und seinen ewigen Drohungen? Ich glaube nicht an ihn! ich glaube nur an einen verehrungswürdigen Gott, aber nicht an eueren Büttelgott, an eueren Polizeikommissär ... an einen Shylock, der von jedem sein Pfund Fleisch einfordert!"

Es ist ein ungleicher Kampf, den Paul de Villars gegen die Welt des Puritanismus ausficht, sein Sieg ist leicht, allzuleicht. Er streitet im Grunde nur gegen den Ungeist des Calvinismus, vertreten durch schwache und hilflose Wesen, nirgends tritt ihm dessen wahrer Geist in einer kraftvollen Gestalt entgegen. Mit d i e s e r puritanischen Welt war es leicht fertig zu werden, gegen die puritanische Seele hat er einen schwereren Kampf zu bestehen. Sie ist verkörpert durch Louise, die aus dem Banne ihrer Ehe, mit einem ungeliebten Mann nicht herauskann und eine Liebe, wie Paul sie fordert, nicht zu gewähren vermag. Ihre Seele, die sie ihm allein darbieten kann, erschafft ihr und dem Geliebten nur Qual und Verwirrung, und als sie schliesslich verzweifelt zur „ganzen Liebe" bereit ist, endet das Abenteuer kläglich. Sie ist eine Puritanerin aus krankem, phantastisch angelegtem, sterilem Wesen. Das Unglück ihrer Liebe verschlimmert ihre psychischen Leiden, derart, dass ihre gequälte Seele schliesslich in die schützende Nacht des Wahnsinns flieht. Auch in diesem Kampf zwischen der puritanischen Seele und der Liebe sind die Waffen zu ungleich verteilt. Diese Puritanerin, die vom Abgrund der Liebe verschlungen wird, ist ein krankes und schattenhaftes Wesen. Oder wollte Guy de Pourtalès hier den Puritanismus als Krankheit der Seele erweisen? In diesem Falle wäre er dem Leser zu vieles schuldig geblieben. —

Nach seiner gescheiterten Liebe finden wir Paul de Villars als Freiwilligen an der französischen Front. Er hatte sich bei Kriegsausbruch, dienstuntauglich wie er war, in das schweizerische Grenzschutzheer einreihen lassen wollen, aber er wurde nicht angenommen. Seine Kriegserlebnisse sind die gleichen wie diejenigen der Millionen, die ihr Schicksal mit ihm teilten. Die packendsten Seiten des Kriegskapitels erzählen die Feier der Wiedervereinigung des Elsass mit Frankreich, die nach dem Sieg in Strassburg stattgefunden hat und an der Paul de Villars teilnimmt. Er erlebt auf eindrückliche Weise wie der Sieg den Soldaten von

den Zivilisten, Beamten und Politikern aus den kampfesmüden Armen entrissen wird. Erbittert und enttäuscht fragt er sich, wofür er eigentlich sein Leben eingesetzt habe? Und er findet schliesslich die Antwort: dass er nicht für diese Franzosen, die er überall um sich sieht, und die er eigentlich weniger liebt, als die Deutschen, unter denen er als Musikstudent in Karlsruhe gelebt hatte, in den Krieg gegangen ist, sondern für Frankreich. „La France d'une part, les Français de l'autre... J'ai compris pourquoi j'avais fait la guerre, ce qui était ma France et ce qui était la leur; ce qui, toujours, séparera une idée d'un fait et la réalité finie d'une espérance. Peut-être me suis-je en définitive battue pour ce qui n'existe pas — ou plus. Pour cette France cachée que chacun porte en soi comme un fétiche... La France que nous aimons à l'étranger c'est celle de Jeanne d'Arc et de Henri IV, celle des Trois Mousquetaires et de Jules Verne, celle de Napoléon et de Stendhal. C'est cette France-là qu'acclamait l'Alsace dansante. Celle qui a reconquis le droit d'être généreuse, sans rancune, et donc de parler librement la langue de Wagner de Bismarck. Une sorte de France belle âme et gaie, que son vieux culte pour l'intelligence finit toujours, hélas, par rendre dupe..."

Nach seiner Heimkehr findet Paul de Villars die Stätten seiner Jugend gründlich verändert. Die Familiengüter sind parzelliert, in fremden Händen, die alten Häuser leer, die kostbarsten Stücke des vornehmen Hausrats irgendwo eingelagert. In den verwunschenen Pärken hausen die neuen Reichen des Kriegs. Die alten Puritaner, gegen die er sich so aufgelehnt hatte, sind nur noch Schatten ,die ihn rühren und für die er voll zärtlicher Anhänglichkeit ist. Die alte Welt ist versunken. Die neue, die es zu erschaffen gilt, wird er mit Antoinette zusammen errichten. Die Jugendgespielin, mit der er einst alle Wonnen des Kinderparadieses am See und in den Sommergärten geteilt hatte, hat auf ihre Weise den Weg aus dem verstrickenden Gestrüpp der calvinistischen Familienwelt gefunden. Ihre eigenwillige, naturverbundene Gestalt ist in ihrer vollen Frische die bestgeratene des ganzen Buches, an ihr charmantes Wesen wird man zuerst denken, wenn man sich die Menschen in Erinnerung ruft, die den figurenreichen Roman erfüllen. Wenn aber über den grossen Tageserfolg hinaus den Guy de Pourtalès mit seinem Buche gefunden hat, sicher auch späterhin, Leser zu seinem „Wunderbaren Fischzug" greifen werden, so wird es nicht zuerst geschehen wegen der menschlichen Gestalten von Paul, Louise und Antoinette und ihrer Liebeskonflikte, sondern wegen der meisterlichen Zeichnung des altpatrizischen Genf und der versunkenen calvinistischen Geschlechter, die auch im Untergange noch einen Strahl ihrer alten Grösse auf ihren Gesichtern tragen, — und vor allem wegen des Zauberbildes des Genfersees, der von Guy de Pourtalès eine dichterische Evokation erfahren hat, die sich den schönsten würdig anreiht, die der vielbesungene Léman gefunden hat.

Walther Meier.

Hinweis auf deutsche Bücher

Zwei neue Werke gehören den Freunden Mozarts. Es ist ein grosser Unterschied zwischen ihnen, wie denn auch die Aufgaben ganz verschieden sind, die sie zu erfüllen haben. Das eine ist eine Briefsammlung, das andere eine Biographie und etwas darüber hinaus.

Im Auftrag der Mozartgemeinde in Salzburg haben O. E. Deutsch und B. Paumgartner die Briefe Leopold Mozarts an seine Tochter herausgegeben (bei Anton Pustet, Salzburg-Leipzig, 1936). Nach ihrer Heirat mit Johann von Berchtold zu Sonnenburg lebte Nannerl im Pflegerhaus von St. Gilgen. Ihr Erstgeborener, Leopold, wurde in des Grossvaters Obhut nach Salzburg geschickt, und so erklärt sich am ehesten die Menge der Briefe, die der alte Mozart nach St. Gilgen hinaussandte, Bericht über den Enkel zu erstatten, Neuigkeiten zu melden und etwas zu plaudern, seitenweise, bogenweise, und wer sich für alle Kleinigkeiten interessiert, sieht sich durch einen vorbildlich gewissenhaften Anmerkungsapparat trefflich bedient. Der kleine Leopold gibt das Leitmotiv; „der Leopoldl ist gesund" heisst der Anfang fast aller Briefe, die einen rührend besorgten, gewissenhaften, etwas pedantischen Mann zeigen, dessen eigenes Leben keine starken Wellen mehr wirft; die grosse Zeit ist vorbei. Könnte sie nochmals auftauchen, wenn der Enkel die vom Grossvater in ihn hineingewünschte musikalische Begabung besässe? Aber der Kleine ist beim Tode seines Betreuers zwei Jahre alt. Im übrigen ist der Geist des alten Mozart von dem Tun und Treiben Salzburgs, der Residenz mit ihren Glanzlichtern und ihrem häufigeren Einerlei, erfüllt, von einer warmen Anteilnahme an allem künstlerischen Geschehen und vielen Beziehungen zu Menschen eines würdigen Kreises und schliesslich von einer grossen, sehr grossen Sehnsucht nach dem Sohne in Wien, dessen Erfolge er genauestens registriert und an dessen geringer Mitteilsamkeit er schwer leidet. Er wirkt sympathisch in seinem altherrenhaften Gefühl für das Geschick anderer und in der Bescheidung in sein ehrbar bürgerliches Dasein. Ein gewisser Humor geht ihm nicht ab; aber er zeigt auch in diesen Briefen des Alters etwas Subalternes, Frucht vielleicht eines langen Beamtendaseins. Wolfgang hatte den Bruch mit dem Fürstbischof gewagt; Leopold Mozart diente weiter, doch ohne die Ueberzeugung, dass sein Dienst die sittliche Notwendigkeit der Unterordnung unter ein Grösseres oder einen Grösseren sei. Seine Briefe an Nannerl beweisen einen herzensguten Mann, keinen grossen; seine Bedeutung liegt in seiner Rolle als Vater Wolfgangs, als dessen Mentor und Impresario. Und als Wolfgang Salzburg hinter sich lässt, ist die eigentliche Lebensaufgabe des Vaters erschöpft. Seine im Atmosphärischen so freundlichen Briefe, deren Veröffentlichung eine liebenswerte Abrundung der Mozartliteratur darstellt, lassen die Frage offen: was war Leopold Mozart seinem Sohn? Hat er ihn je begriffen, war er ihm nicht neben aller Förderung auch dann und wann ein grauer Geist? Eigentlich gibt auch das zweite Buch keine klare Antwort.

„Mozart. Sein Leben", von Annette Kolb (Bermann-Fischer Verlag, Wien, 1937). Sie beginnt mit einer Fanfare, und dann folgt gleich ein etwas resigniertes Kapitel über das Bild Mozarts. „Wir wissen nicht, wie er aussah." Aber wir können ihn hören! Kann, muss das nicht ausreichen? Und eigentlich lässt Annette Kolb ihn doch sehen; jeder malt zu ihren Worten das eigene Bild. Es kommt nicht so sehr auf die Linien der Gesichter an, welche die einzelnen Porträts verraten, — nicht so sehr auf die sich übrigens widersprechenden Beschreibungen von Mozarts Aussehen durch Zeitgenossen, sondern auf die Schau, die von innen gegeben ist. Die Biographin ist zu sehr Dichterin, als dass sie das Wunder Mozart des Wunderbaren entkleiden könnte, und zu voll von der Ehrfurcht vor dem Genius, als dass sie anrührte, was geheiligt ist. „Viel weniger eine dämonische als eine von Dämonen heimgesuchte Natur." Also: wusste Mozarts Vater etwas davon? A. Kolb ist weit davon entfernt, das Lieblich-Harmlose in Mozarts Leben wegzuradieren; aber sie verzichtet auf die vergoldende Manier Mörikes, der sein Teil Schuld daran hat, dass der Rokoko-Mozart in der Vorstellung vieler haftet und der andere, der traurigere, ringendere und tiefere darüber vergessen wird. Die Niedlichkeit des Wunderkindes hat zu lange die Verniedlichung des ganzen Mozart bewirkt, einseitig und falsch. Wir danken A. Kolb eine wesentlichere Betrachtung, die manchmal bestürzt, weil die Abgründe erschreckend nahe beieinander liegen. Dass ein Leben seine Stufen in so unerhört raschem Tempo überschreitet und sich so gnadenlos früh im Todesdunkel verliert, das eben bleibt eine Erschütterung und ist so unfassbar wie die Fülle der göttlichen Geschenke, die dem an Jahren doch nur jungen Mozart entströmen. Das herzige Kind, das der Kaiserin Maria Theresia auf dem Schoss sitzt und sie küsst, — der Sterbende, der auf seinem letzten Lager beim Lacrimosa des Requiems in Tränen ausbricht, — was liegt dazwischen? Ein knappes Menschenalter und doch ein ungeheurer Strom, sodass wir kaum fassen, wie ein Einzelner alles brachte, was Mozart gebracht, und dazu noch in einem nicht endenden Wirbel des äusseren Lebenslaufes. Das ist das Wunder Mozart, und das ist der Gott, der einmal auf dieser Erde war. Als Josef Deiner, der einzige, der nach Mozarts Begräbnis auf dem Friedhof die Grabstätte aufsuchte, Constanze fragte, ob sie ihrem Manne ein Kreuz setzen wolle, antwortete diese empörend nichtige Kreatur: „Er bekommt so eins." Sie behielt immerhin recht: eins dieser Kreuze ist die Biographie von Annette Kolb.

Es gibt Lebensschilderungen der Grossen, die nur eine subtile Neugierde befriedigen. Andere sind so gestaltet, dass die Verfasser wichtiger scheinen als ihre Objekte. Musikerbiographien sind vielleicht die heikelsten, weil das Besonderste, die Musik, dem Wort ausweicht. „Der direkte Weg zu Beethoven geht durch seine Musik"; so begann 1920 Hofmannsthal seine herrliche Gedächtnisrede auf den Meister. A. Kolb sieht die Gefahr, von der ihr Gegenstand und ihre Aufgabe umdroht sind. Aber sie gibt vom biographischen Detail nur das, was das Dunkle der Hintergründe notwendig erleuchtet, und von der Musik soviel Klang, als ein

innig verstehendes Wort zu sagen vermag. Denn wer das Wunder künden will, muss von ihm durchdrungen sein. Wer aber dürfte es wagen, das Mirakel zu deuten, als der dichterische Geist! Von ihm war Annette Kolb geleitet, als sie ihr Leben Mozarts schrieb, die innerste, letzte Wahrheit über das reinste künstlerische Genie der europäischen Zeitwende.

Carl Helbling.

Das Leben Arthur Schopenhauers

„Schopenhauer", eine Biographie von Walter Schneider. Bermann-Fischer-Verlag Wien 1937.

Am 22. Februar 1788 wird in Danzig, damals noch Freie Reichsstadt, der Philosoph Arthur Schopenhauer geboren. Er ist der Sohn des Bankiers und Grosskaufmanns Heinrich Floris, dessen Mutter wegen geistiger Unzurechnungsfähigkeit entmündigt wird; 1805 endet er durch Selbstmord. Ein anderer Sohn dieser Grossmutter des Philosophen wird ebenfalls wegen geistiger Unzurechnungsfähigkeit entmündigt und ein dritter stirbt geisteskrank. Mit so schwerer erblicher Belastung von väterlicher Seite tritt der Knabe ins Leben. Die Mutter dagegen ist ein Urbild geistiger und körperlicher Gesundheit, Johanna Henriette Schopenhauer geb. Trosiener. Ihr Vater ist ein Selfmademan, der sich aus dem Unteroffiziersstand zum selbständigen Kaufmann und Kirchenvorsteher in Danzig heraufgearbeitet hat. Seine Lebenstüchtigkeit vererbt er seiner Tochter: in den schlimmsten Wechselfällen bewahrt die später berühmte Schriftstellerin den Gleichmut ihrer guten Bildung, die ihr der Vater geben lässt, ihrem natürlichen Takt und ihrem angenehmen Aeussern verdankt sie im Weimar der Glanzzeit die gesellschaftliche Stellung, die sie sich nach dem Tode ihres Mannes erringt.

Arthur soll nach dem Willen seines Vaters Kaufmann werden, er gibt mit 14 Jahren seinen Wunsch zu studieren auf und wird hierauf auf eine zweijährige Reise durch Europa mitgenommen, „die ein gründlicher Anschauungsunterricht" für den Knaben wird. Die grosse französische Revolution ist zu Ende, Napoleon zimmert auf den grauenvollen Trümmern derselben sein „Empire". Es geht zuerst nach Holland, eine reiche Welt der Malerei tut sich auf. Der Knabe führt ein Tagebuch, das sehr anschaulich ist. Der Biograph teilt einige interessante Notizen aus Arthurs Journal mit. Von Holland reist die kleine Gesellschaft, Vater, Mutter, Sohn und Diener, über Calais nach England und dann nach Paris. „Ist das Paris, la capitale du monde?" fragen sich die Reisenden, als sie über die kotige Landstrasse in von Schmutz strotzende Gässchen einfahren und schlecht bekleideten und schlecht beschuhten Fussgängern begegnen. „In seinen Riesenhäusern herrscht unter demselben Dach lächerlicher Luxus und bitterste Armut". Das Theater, Molière-Aufführungen im Théâtre français, Talma, die Oper „mit der Feenpracht des Balletts" „übt eine tiefe Wirkung" auf Arthur. Die weiteren Stationen der Reise sind Orléans, Bordeaux, Toulon, Lyon und Genf. „Die Dörfer

an der Loire wimmeln von zerlumpten Greisen, bleichen Frauen und halbverhungerten Kindern ... Ueberall wird gebettelt und gejammert". In Toulon, wo Napoleon die französische Flotte wieder herstellt, gibt der Besuch des Arsenals dem Knaben die Vision einer Inferno-Szene: das Klirren der massiven Ketten der Sträflinge ... zu dem ewigen Hämmern ...! Die Galeerensträflinge sind die Arsenalarbeiter. „Furchtbar verzerrte Gesichter, in denen sich alle Arten des Leidens spiegeln ... Einzelne lachen auch, pfeifen oder singen unanständige Lieder. Ist der Lärm zu gross, so werden sie geschlagen und ausgepeitscht." In Chamonix „im Anblick der majestätischen Natur überfällt den Sechzehnjährigen eine ausgesprochene Melancholie. Die Mutter ermahnt ihn oft, „nicht so viel über das Elend der Menschen zu brüten". „Auf Mutter und Sohn üben die gleichen Bilder der Aussenwelt, von beiden mit dem gleichen Verstand aufgenommen, konträre Wirkungen. Arthur bedrücken sie, Johanna befreien sie von der Enge ihrer bürgerlichen Welt. Arthur wird sich nachher von der Welt abschliessen, Johanna wird in der Welt in ihrem Element sein". Johanna „ermöglicht die Fahrt die Ausbildung zur Reiseschriftstellerin, weckt bei allem Anblick von Elend und Not ihren starken Optimismus und ihre gesunde Lebenszuversicht". Bei Arthur Schopenhauer wird die Grundlage zum pessimistischen Philosophen und zum Lehrer einer Mitleidsethik auf dieser Reise gelegt, oder, wie der Biograph will, „die Aussenwelt erschliesst den inneren Kern des Menschen." — Mit dieser psychologischen Deutung der Erscheinung Schopenhauers will Walther Schneider die Brücke zur Psycho-Analyse Sigmund Freuds schlagen, er gibt im Laufe seiner Darstellung noch mehrere Punkte an, wo sich seiner Meinung nach Gedanken Schopenhauers und Freuds berühren. Des Weitern versucht Schneider wiederholt mit den Mitteln einer kollektivistischen Soziologie dem einmaligen Phänomen Schopenhauers beizukommen, aber so geistreich diese Versuche sind, so wenig überzeugend sind sie und wirken wie Fremdkörper in der sehr flüssigen und sehr gekonnten Darstellung des Lebensablaufs und der Philosophie des pessimistischen Denkers. Die Philosopheme Schopenhauers werden von Schneider mit grosser Klarheit dargelegt; er verschleiert auch nirgends die tiefe Feindschaft des Philosophen gegen alle positive Religion und weiss dessen eigentümliche Mitleidsreligion, die Schopenhauer selbst in seiner Frankfurter Zeit mehr und mehr in den Vordergrund schob, sichtbar zu machen. In diesen Dingen folgen wir in dieser Besprechung Schneider nicht weiter, sondern wenden uns zurück zur blossen biographischen Schilderung. — Jene folgenschwere Reise führte die Familie durch die Schweiz, Bayern und Oesterreich nach Dresden und Berlin. In letzterer Stadt fand der Vater Schopenhauer Nachrichten vor, die ihn zur schnellen Rückkehr nach Hamburg in sein Geschäft veranlassten, Frau und Sohn liess er nach Danzig reisen, wo Arthur konfirmiert wurde. Wahrscheinlich vermehrten die geschäftlichen Schwierigkeiten die Melancholie des Vaters; im Jahre 1805 fiel er durch eine Dachlucke im Speicher seines Hamburger Hauses in den Kanal;

seine neununddreissigjährige Witwe übernimmt tatkräftig die Erbschaft und liquidiert das Geschäft. Der Schmerz des Sohnes ist tief; er schreibt kurz über den Tod: „Durch diesen Schmerz wuchs meine Traurigkeit so sehr, dass sie von wirklicher Melancholie kaum mehr entfernt war". Die Mutter siedelt nach Weimar über, der Sohn bleibt vorläufig noch in seiner Lehrstelle in Hamburg. Der Weimarer Kreis, das hereinbrechende Unheil der verlorenen Schlacht von Jena, flüchtende Truppen, Einquartierung, Goethes Besuche bei Johanna, das alles schildert Schneider lebendig.

Arthur wird indes, wie er schreibt, in Hamburg „vom Jammer des Lebens so ergriffen, wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte". Jugendsünden mit Prostituierten vermehren die Trauer. „O Wollust, o Hölle!" schreibt er um diese Zeit. Er flüchtet in die Wissenschaft. „Den 28. März 1807 schreibt er der Mutter, trotz des vor vier Jahren dem Vater gegebenen Versprechens, dass er nicht Kaufmann werden könne". Die Mutter holt bei Freunden Rat ein und stimmt dann dem Berufswechsel des Sohnes zu. Neunzehnjährig beginnt er in Gotha das Gymnasialstudium. Während der Ferien besucht er den berühmten Fürstentag in Erfurt, und in Weimar sieht er einen der Maskenzüge, wobei er sich in die strahlend schöne Jagemann, „die Geliebte des Herzogs und grosse Schauspielerin", verliebt. In späteren Jahren wird er ihr die von ihm erfundene Fabel von den frierenden Stachelschweinen erzählen, die so lange entweder unter den Stacheln oder unter Frost leiden, bis sie den richtigen Abstand von einander gefunden haben, in welchem sie weder sich stechen noch frieren. Gymnasialstudien und Universität werden rasch absolviert, nur das Jahr 1813 bringt eine vorübergehende Unterbrechung; als Berlin bedroht scheint, verlässt er die Stadt. „Er hasst Napoleon und fühlt sich durch seine internationale Erziehung als Weltbürger". In Rudolstadt kann er den Kriegswirren ausweichen und schreibt seine Doktordissertation mit dem seltsamen Titel: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde"... Ueber seine Arbeitsweise berichtet er: „Wenn mir ein Gedanke nur undeutlich ersteht und als ein schwaches Bild vorschwebt, so ergreift mich unsägliche Begierde ihn zu fassen; ich lasse alles stehen und liegen und verfolge ihn wie der Jäger das Wild, durch alle Krümmungen, stelle ihm von allen Seiten nach und verrenne ihm den Weg, bis ich ihn fasse, deutlich mache und als erlegt zu Papier bringe. Bisweilen entrinnt er mir doch: dann muss ich warten, bis ein anderer Zufall ihn einmal wieder aufjagt: gerade die, welche ich nach mehreren vergeblichen Jagden fing, sind gewöhnlich die besten". Den der Poesie verwandten Grund seines Denkens offenbart Schopenhauer in folgender Aeusserung: „Meine Phantasie spielt oft, besonders bei Musik, mit dem Gedanken, aller Menschen Leben und mein eigenes seien nur Träume eines ewigen Geistes, böse und gute Träume, und jeder Tod ein Erwachen". Am 2. Oktober 1813 erhält der Philosoph das Doktordiplom auf Grund der genannten Arbeit von der Universität Jena; die Dissertation lässt er auf

seine Kosten drucken. Er war von dem Wert seiner Arbeit völlig überzeugt, sagt er doch seiner Mutter ins Gesicht auf deren spöttische Frage: „ob die ‚vierfache Wurzel' etwas für Apotheker sei?": „man werde seine Abhandlung noch lesen, wenn von ihren Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer zu finden sein werde". Sein Biograph teilt die Ansicht vom Wert dieser Erstlingsschrift: Sie fasst in systematischer Form die bleibenden Elemente der kantischen Philosophie zusammen, befreit sie mit grosser Sauberkeit von unhaltbaren Auswüchsen ...". Auch „Goethe, im allgemeinen gegen Philosophie recht misstrauisch und ohne systematische Kenntnis des Gegenstandes, liest die Schrift sogleich, spricht sich lobend über sie aus." Zwei Tage nach der Lektüre der Schrift spricht Goethe im Salon Johannas den jungen Doktor an ... rühmt die Ableitung der Geometrie aus der reinen Anschauung ... und kommt schliesslich auf sein Steckenpferd, die Farbenlehre, zu sprechen. Für den folgenden Tag lädt er Schopenhauer zu sich ein, um ihm einige optische Experimente persönlich vorzuführen." An diese Besprechungen mit Goethe schliesst sich Schopenhauers eigene Farbenlehre an, die er der Goethes entgegensetzt. Goethe schreibt Tags darauf jenes bekannte Gedicht mit dem Schluss:

„Trüge gerne noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden."

Und dem künftigen Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" schreibt er mit durchsichtiger Ironie die tiefe Weisheit ins Stammbuch:

„Willst du dich deines Wertes freuen,
so musst der Welt du Wert verleihen!

Im Gefolg und zum Andenken mancher vertraulicher Gespräche. Goethe."

Im Sommer 1814, im sechsundzwanzigsten Lebensjahr beginnt Schopenhauer sein weltberühmtes Hauptwerk niederzuschreiben. Ueber die Arbeitsweise auch dieses Werkes sind wir durch ein Selbstzeugnis unterrichtet. Er schreibt das Werk wachse „wie das Kind im Mutterleibe: ich weiss nicht was zuerst und was zuletzt entstanden ist. Ich werde ein Glied, ein Gefäss, ein Teil nach dem anderen gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiss, es ist alles aus einem Grunde entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes, und nur ein solches kann leben". Am 18. August 1818 wird der Rest des Manuskriptes beim Leipziger Verleger Brockhaus abgeliefert. Während des Druckes drangsaliert Schopenhauer den Verleger mit injuriösen Behauptungen". Dieser erwidert: „... so kann ... auch künftig kein Briefwechsel weiter zwischen uns stattfinden, und ich werde daher ihre etwaigen Briefe, die ohnehin in ihrer göttlichen Grobheit und Rustizität eher auf einen Vetturino als auf einen Philosophen schliessen lassen möchten, gar nicht annehmen, wenn ich Ihre Handschrift auf der Adresse erkenne ... Was ich zu tun habe, weiss ich selbst und bedarf dazu keiner Erinnerungen, die in den sackgroben Formen, worin Sie solche kleiden, ohnehin immer entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen. Ich hoffe nur, dass meine Befürchtung, an Ihrem Werke bloss

Makulatur zu drucken, nicht in Erfüllung gehen werde". „Seine Befürchtung ist in Erfüllung gegangen", fügt der Philosoph dazu. Schopenhauer fuhr noch im gleichen Jahr nach Italien. In Rom erhält er einen Brief seiner Schwester Adele, die mit Ottilie, der Schwiegertochter Goethes, befreundet ist. In diesem Brief berichtet sie, Goethe habe gegen sie geäussert: „In diesem Buch (Die Welt als Wille und Vorstellung) gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung und der Schreibart, obschon deine Sprache von der der anderen abweiche, und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie du es verlangst. Habe man aber einmal diesen Vorteil erlangt und wisse: dass Pferd nicht Pferd, sondern Cavallo und Gott etwa Dio oder anders heisse, dann lese man bequem und leicht." — Am 21. September 1860 ist Schopenhauer in Frankfurt a. M. unter dem Portrait Goethes sitzend entschlafen. Der Arzt konstatierte einen Lungenschlag.

„Ach, in welchem Dunkel des Sein, in wie grossen Gefahren wird jedes Stück des Lebens verbracht!"

Schopenhauer verwendet dieses Zitat aus Lukrez in den Aufzeichnungen für die Berliner Vorlesungen. Es ist „diese Dunkelheit", sagt er, „die eben das Bedürfnis der Philosophie herbeiführt und deren sich philosophische Geister in einzelnen Augenblicken mit einer solchen Lebhaftigkeit bewusst werden, dass sie den andern als beinahe wahnsinnig erscheinen können". Diese Dunkelheit „sei absolut und ursprünglich: sie ist daraus erklärlich, dass das innere und ursprüngliche Wesen der Welt nicht Erkenntnis ist, sondern allein Wille, ein erkenntnisloser". „Die Erkenntnis ist nur ein Licht, mitten in der grenzenlosen ursprünglichen Finsternis, in welche sie sich verliert." Das ist eine Mystik, nach dem klaren Willen des Philosophen eine atheistische Mystik, der Grund für die tiefe Einsamkeit, für die er schmerzliche Laute findet, sie ist die Begleitmusik seines epikuräischen Lebenswandels in Frankfurt. — Jean Paul hatte Schopenhauers Hauptwerk „genialphilosophisch, kühn und vielseitig" genannt, „aber mit einer trost- und bodenreichen Tiefe", und wir glauben diese Besprechung der vorliegenden Biographie des grossen Philosophen am besten so abschliessen zu können wie Jean Paul die eben erwähnte Rezension schloss: „Zum Glücke kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben."

Paul Schmitt.

Moderne Psychologie in der Schweiz

Eine besondere Tendenz tritt aus den neueren Arbeiten schweizerischer Forscher auf dem Gebiete der Psychologie hervor: die Ueberwindung der Einseitigkeiten, in welche die Psychologie geraten war und zum Teil heute noch steckt. Von den Anschauungen über die Psyche seien hier nur die beiden Extreme in Erinnerung gerufen: alles in der Seele ist nur durch äussere Wahrnehmung in sie hineingekommen; sie ist nur Funktionskomplex von Reiz-Reaktionen, die man messen kann. Am anderen

Ende steht ein Panpsychismus, der das Universum als eine grosse Psyche ansieht; die Einzelpsyche lebt nur als unselbständiges Partikel in dieser ewigen Allseele. Solche Begriffe und Anschauungen über die Seele sind ja, auf dem Katheder vorgetragen, als interessante Vergleiche sehr willkommen. Etwas anderes ist es aber, sie auf den lebendigen, besonders auf den jungen oder hilfesuchenden Menschen zu applizieren.

Gerade in der Schweiz gehen ja die geistigen Energien weniger in die Entwicklung theoretischer oder philosophischer Systeme, sondern in die praktische Anwendung von Erkenntnissen. In Bezug auf die Psychologie stellt sich daher die Frage: Sind bei uns jene Theoreme der Psychologie von grossem und entscheidendem Einfluss bei ihrer Anwendung? Als Beantwortung dieser Frage seien einige neueren Publikationen skizziert.

Hans Spreng, Bern, zeigt in seinem Sammelband „Psychotechnik, angewandte Psychologie" (Rascher & Co., Zürich 1935) mit Abhandlungen von Prof. Carrard, Prof. Suter, Dr. Ackermann u. a., dass in unseren Instituten für angewandte Psychologie, im Gegensatz zu den meisten des Auslandes, immer möglichst verschiedene Untersuchungsmethoden über Intelligenz, Charaktereigenschaften, bewusste und unbewusste psychische Konstitution angewandt werden. Die Einzelresultate korrigieren, verifizieren und ergänzen sich dann gegenseitig, so dass man eine vertiefte Analyse der Persönlichkeit, ein plastisches Bild erhält. Das erübrigt dann ihre Klassifizierung nach psychologischen Typologien, so dass diese nur theoretische Hülfsmittel darstellen, nie aber Urteilsklassen über Menschen. Es hat sich gezeigt, dass die typologischen Einteilungen nach Körperbau (Kretschmer), nach Leistungsart (Sigaud in der französischen Armee) nach Verhalten (Jaensch), nach dem amerikanischen Behaviorismus usw. bei weitem nicht alle, bei jedem Menschen vorliegenden psychologischen Gegebenheiten erfassen.

Der Laie zeigt immer einen berechtigten Widerstand, wenn er nur etwa auf Grund eines graphologischen Gutachtens oder einer Intelligenzprüfung beurteilt werden soll, oder sein innerstes Wesen als Typus oder Funktionsschema beschrieben wird für fremde Menschen. Diese Einstellung findet man bei allen Bevölkerungsschichten. In einer der grössten Schweizer Fabriken scheiterte die Einführung neuer Arbeitsmethoden nicht etwa am Widerstand gegen diese selbst, denn unser Arbeiter ist Verbesserungen in der Regel zugänglich. Aber die leider erst nachträgliche Befragung über die Ursache seines Widerstandes ergab, dass er sich bei jenen Umstellungsversuchen nur in seinen Leistungsqualitäten, nicht aber als Gesamtpersönlichkeit berücksichtigt fühlte.

In den „Psychologischen Typen" (Rascher & Co., Zürich) ist bei uns bekanntlich C. G. Jung insofern neue Wege gegangen, als er seine Einteilungen auf koordinierte psychologische Funktionen, wie Introversion und Extraversion, sodann Intuition, Denken, Empfinden und Fühlen basierte, und nicht auf Menschentypen. Jedermann hat alle der erwähnten Funktionen, nur im Gebrauch verschieden entwickelt, die einen

differenziert und bewusst, die andern undifferenziert, d. h. triebhaft und unbewusst. Aehnliche Anschauungen liegen auch Jungs Hypothesen der psychologischen Archetypen zu Grunde, die jeweilen als urtümliche Vorstellungs- und Handlungsweisen in jenen undifferenzierten psychologischen Funktionen wirken. So betont Jung viel weniger eine trennende Typologisierung, als vielmehr das Zusammenspielen jener Funktionstypen in jedem Menschen. Die Art, wie dies geschieht, bestimmt seine individuelle Wesensart, wie auch im Grossen das massenpsychologische Verhalten der Menschen.

Die gleiche Forderung nach individueller Vollständigkeit, und nicht nach einer unmöglichen Vollkommenheit des Einzelmenschen, stellt auch Prof. Häberlin, Basel, in seinen Büchern „Möglichkeit und Grenzen der Erziehung", „Minderwertigkeitsgefühle", „Ueber die Ehe". Der Zürcher Dozent für Heilpädagogik, Prof. Hanselmann, beabsichtigt, seine populären „Umgangsbücher", „Lebensbücher" durch ein Werk „Forschen und Heilen" zu ergänzen, und darin vor allem das notwendige Zusammenwirken theoretischer und praktischer Psychologie zu betonen.

Gute populäre Bücher von psychologisch geschulten Autoren wären sehr notwendig, denn das Bedürfnis nach psychologischer Abklärung ist beim breiten Publikum gross. Deshalb erscheint jetzt, nach den fetten Jahren für Erfolgs- und Charakterbücher, eine grosse „Seelenliteratur".

Der „Verseelung der Welt" kann heute der Psychologe so leicht verfallen, wie früher dem reinen Rationalismus. Darüber schreibt Dr. Hans Trüb, Zürich, in seiner lesenswerten Broschüre „Psychosynthese als seelisch-geistiger Heilungsprozess" (M. Niehans, Zürich 1936): „Die Gefahr liegt nahe, dass der Geist des Psychologen sich in sein gewonnenes Weltbild von der Allseele verstrickt hat und nur noch als Schöpfer und Träger dieses Weltbildes der Einzelseele gegenüberzutreten vermag .... die somit zum besonderen Unterfall der Allseele reduziert wird ... zum objektiven und passiven Träger eines überlegenen Wissens."

Wichtig scheint es, dass in der Schweiz zum ersten Mal versucht wird, für die verschiedenen Schulen der Psychotherapie: Freud, Adler, Jung und weitere Richtungen, das Gemeinsame sowie auch die Unterschiede zur Abklärung der Methoden herauszuarbeiten. 1936 war ein Kongress in Basel, 1937 in Bern. („Die psychotherap. Schulen" Zürich 1936).

Wo liegt der Grund für diesen vermittelnden und objektiven Charakter der schweizerischen Psychologie? In der Psychologie des Schweizers? Man beginnt bei uns notgedrungen, den „psychologischen Faktor" nicht mehr als pikante Nebenerscheinung, sondern als Schwerwiegendes und Bedrohendes zu sehen in Allem, was geschieht und gesagt wird; nicht mit dem unentwegten Optimismus des Verkaufspsychologen oder mit abstrakten Weltanschauungsanalysen, sondern eher in pessimistischer Ausschau. Kann man die wesentlichen Ereignisse um uns noch anders als psychologisch erfassen? Vielleicht lehrte ihre Lage die Schweizer von jeher objektive Psychologie.

Es ist heute ja geradezu auffallend, wenn ein Volk wie die Schweiz keinen Mythos hat oder macht. Die Tatsache, dass alle Bilder über unseren Ursprung, um Wilhelm Tell usw. im Bereich des Wirklich-Möglichen liegen, zeigt unsere Tendenz, auch dasjenige, was für uns eine starke emotionelle und geistig-bildhafte Potenz hat, als wirklich zu wissen und nicht als Mythos oder im Mystischen verankert, sondern in konkreten eigenen Wesenszügen. Unsere bisher instinktiv gehandhabte Psychologie wird gerade heute zum Instrument für das Erkennen einer grossen Gefahr: die Magie der Worte und Ideen. Diese können, wie die Ereignisse in Europa aufs deutlichste zeigen, dermassen mit den unbewussten triebhaften Energien der Menschen in der Masse geladen werden, dass sie soziologisch und politisch als eigentliche Sprengkörper wirken.

Wenn in der Schweiz psychologische Mythenforschung getrieben wird, so geht es sicherlich nicht um politisch-rassische Dinge, sondern man will in vergleichenden Methoden neben dem inhaltlichen Was vor allem das Wie erfassen: nämlich wie seelische Funktionen unbewusst in Mythen und Ideen dargestellt und erlebt wurden, und wie diese in Relation zum gesamten Psychischen stehen. Allerdings kann man erst durch eine Unzahl von kritischen Vergleichen der Motive unter sich sowie mit aktuellen Gegenwartssituationen (wir erinnern an den Aufsatz „Wotan" von C. G. Jung, Heft II 1936 N.S.R.) zu Schlüssen kommen. Kondensierte Darstellungen solcher umfassenden systematischen Arbeit findet man in den Jahrbüchern der Eranos-Tagungen, (seit 1934 alljährlich in Zürich erschienen). Sie enthalten die Vorträge anerkannter internationaler Autoritäten auf ihren speziellen Kulturgebieten.

Könnte man schweizerische Methodik nicht so kennzeichnen: Für einen Problemkreis setzen wir nicht ein zentrales generelles Fragezeichen, für das bei einer tatsächlichen oder scheinbaren Lösung eine totalitäre Antwort eingesetzt wird, sondern wir setzen einen Kreis von Fragezeichen, die dann einzeln und successive durch Antworten ersetzt werden. Politische und wirtschaftliche Struktur, sowie unser geistige Habitus zwingen uns dazu. Dieser Habitus unseres Verhaltens zeigt sich auch in der Psychologie.

Wenn wir in der Schweiz keineswegs vor den Gefahren der politischen und sozialen Ideologien und Mythenbildung gefeit sind, so fällt uns wenigstens auf wissenschaftlichem Boden die Besinnung und Distanzierung leichter. Was uns häufig als Nachteil ausgelegt wird: Mangel an Wärme und Begeisterungsfähigkeit, als Misstrauen, als Talkesselmentalität, zeitigt als positiven Gegensatz eine menschliche Objektivität, ein psychologisches Fragen, sowie der Wille, jene Erkenntnisse ohne exaltierten Gefühlsdruck und totalitäre Gültigkeit zu realisieren, was in Pädagogik und Menschenkunde zu fruchtbaren Resultaten geführt hat. Auch unsere moderne Psychologie bewegt sich auf dieser Linie weiter.

Hans H. Baumann.

Il saltar dals Morts.

Es mag auf den ersten Blick paradox erscheinen, dass im Zeichen wachsenden rätoromanischen Sprachlebens die Engadiner Studenten ausgerechnet einen Totentanz aufführen. Aus der Nähe besehen, sieht jedoch die Sache verständlicher aus. Da heuer die „Ladinia" (welche Hoch- und Mittelschüler der ladinischen Täler gruppiert) im unterengadiner Dorf Sent tagte, und dort einzig die Kirche als Vorführungsraum in Frage kam, griff man zu einem Werk der älteren Literatur: „Il Saltar dals Morts", das ein aus Sent gebürtiger Geistlicher: Johan Martin 1724 verfasst und der Senter Dichter Peider Lansel in den „Annalas da la Societad Retorumantscha" veröffentlicht hat. Dieses Totentanzlied ist eine engadinische Umdichtung einer surselvischen Vorlage des Johan Moeli, V. D. M., die zu Tschlin im Unterengadin zwischen 1680/91 gedruckt wurde. Trotzdem sein Gewährsmann Otto von Greyerz keinerlei schweizerdeutsche oder deutsche Vorbilder nachweisen konnte, hält der Herausgeber Lansel aus text- und stilkritischen Gründen daran fest, es liege eine Nachdichtung oder Nachahmung aus dem Deutschen vor.

In 110 achtzeiligen Strophen, im beliebten kurzen Versmass der damaligen Gesangslyrik, wickelt sich der Dialog zwischen Tod und Opfern ab. Gleich von Anbeginn in medias res gehend, und „zuoberst beginnend", fährt der Schnitter den Papst an und macht kurzen Prozess mit ihm. Der Kaiser wird feierlich angesprochen; er erwidert als Ritter und Held. So schreitet der Tod von Stufe zu Stufe, die ganze soziale Skala hinunter, bald höhnisch und schonungslos, bald bewegt und teilnehmend. Ebenso verschieden ist der Ton bei den Verurteilten: hochfahrend Kaiser und Papst, prahlerisch der Soldat, flehend und schlotternd König und Junker, feige die ob ihrer Faulheit und Dickbäuchigkeit besonders scharf angefassten Priester. Vergeblich berufen sich Arzt, Praedikant und Schulmeister auf ihr für die Menschheit segensreiches Wirken: ärztliche Kunst, Doktrin und Pädagogie müssen vor dem Tod die Segel streichen. Vergeblich das Schmeicheln des Kochs, des Schankwirts, der Sänger, die den ungebetenen Gast splendid bewirten und unterhalten wollen. Umsonst die Stosseufzer des Krämers, das Flehen der Mutter, die ihren Kindern entrissen wird, der Eltern, denen man die Jüngsten wegnimmt. Umsonst das verzweifelte Sträuben des lebenshungrigen, flotten Jünglings, das ängstliche Buhlen der blühenden „juvantschella" (Jungfrau), der ergreifende Protest der bereits vom Leben misshandelten Alten.

Finden der alte Mann, das alte Weib beim Tod nur Spott und Hohn, so zeigt sich der Unerbittliche dem Mädchen und der Mutter gegenüber sichtlich bewegt. Gleich Ananke dem „gezwungenen Zwang", erklärt er sich aber ausserstande, das Schicksal aufzuhalten. Diese zwei Episoden, in denen das Motiv eines „menschlicheren" Todes anklingt, und wo der Dichter länger verweilt, sind auch, wie die Aufführung bestätigte, die erschütterndsten, der Höhepunkt des ganzen Spiels. Der Sensemann überblickt abschliessend das Fazit und übergibt die Seelen Gott, dem Richter:

„Eug mort sun stada	Ich Tod, bin gewesen
sün mincha strada	auf jeder Strasse
fich fatschendada	arg beschäftigt
cun meis mazar;	mit meinem Töten;
sün minchia grà	auf jeder Stufe
s'ha tot schiüsà	hat sich jeder entschuldigt
e bler provà	und mancher versucht
d'am surplaedar.	mich zu überreden.
Chi ha rouguà,	Der hat gefleht,
chi manatschà,	der gedroht,
chi ha duvrà	der hat's versucht
impromischiuns.	mit Versprechen.
Eug n'ha zülgià	Ich habe verschlossen
l'uraglia qua	mein Ohr hier,
e brich tadlà	und nicht gehört
la lur radschuns.	auf ihre Gründe.
Co haun crajü,	Wie sie geglaubt,
co haun vivü,	wie sie gelebt,
ô Dieu, sasch tü	o Gott, weisst Du
avuonda claer.	klar genug.
Huoss'ils hasch qua,	Jetzt hast sie da,
cun els schi fa	mit ihnen tu'
quai ch'a tai stà,	was Dir zukommt
lur meritar.	nach ihrem Verdienst.
Amen.	Amen.

Der zunächst spröd erscheinende Text enthüllt bei näherer Betrachtung dramatische Ansätze: knappe Charakteristik der Personen, kraftvolle Kontraste und Varianten bei allem Parallelismus des Geschehens. Endlich erweist er sich — zumal in der engadinischen Fassung — dichterisch wirksam durch die Uebereinstimmung von Sinn, Klang und Reim.

Das Spiel musste zweimal bei überfüllter Kirche gegeben werden. Das vorwiegend bäuerliche Publikum ging lebhaft, — bisweilen allzu angeregt — mit. So gestaltete sich das kühne Unterfangen, aus einem geistlichen Lied ein Drama zu zaubern, zu einem vollen Erfolg.

Edgar Piguet-Lansel.

Corrigenda: In dem Schlusswort des Aufsatzes von Hilaire Belloc: „Das heutige England" ist auf S. 290 9. Zeile von oben nach dem Wort Mongolen der ausgefallene Satzanfang: Auch der Neger kann sich selbst nicht begreifen in einer Welt von Mongolen . . ." einzusetzen. — Ferner lies auf S. 290 19. Zeile von oben „niemals nur statisch . . .", auf S. 291 4. Zeile von unten „Handelspotenz" statt „Handelsposten", auf S. 293 4. Zeile von oben „Künste" statt „Küste".

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 956.060